

# Vernetztes Wiesenland für die

**Zum Überleben brauchen Wiesel nicht nur genügend Mäuse zum Jagen, sondern auch Verstecke und Deckung. Wie das konkret in der Landschaft aussieht, zeigt Zoologin Cristina Boschi im Wieselfördergebiet Egliswil.**

Zwei Rotmilane ziehen ihre Kreise am Himmel, gleiten über die Felder hinweg, die sich zwischen den Aargauer Gemeinden Seengen, Seon und Egliswil erstrecken. Sie spähen nach Beute. Aber nicht nur sie sind hier auf der Jagd, sondern auch flinke, heimliche Jäger, die man nur selten zu Gesicht bekommt.

«Das Wiesland hier ist Wiesel-Jagdgebiet», sagt Cristina Boschi, Geschäftsleiterin von Wieselnetz, der Stiftung zur Förderung von Kleinkarnivoren. Zumindest das Hermelin ist hier schon seit Langem nachgewiesen.

Es ist mit 20 bis 40 Zentimetern Körperlänge die grössere der beiden einheimischen Wiesel-Arten. Sein Sommerfell ist mehrheitlich braun mit weissem Bauch, im Winter legt es sich ein dichtes, schneeweisses Fell zu, für das es seit dem Mittelalter gejagt wurde. Lediglich die Schwanzspitze bleibt das ganze Jahr über schwarz – ein Merkmal, welches das Hermelin vom kleineren Mauswiesel unterscheidet, der zweiten heimischen Wiesel-Art, erklärt Boschi. Und kramt dann eine Weile in ihrer Tasche, bevor sie einen kleinen Papierumschlag zutage fördert. Daraus klaubt sie ein feines Büschel schwarzes Haar. «Das ist die Schwanzspitze eines Hermelins, eine Exkursionsteilnehmerin hat sie vor ein paar Jahren hier gefunden», sagt die Zoologin. «Einfach für den Fall, dass wir heute kein Hermelin sehen, denn dazu braucht es grosses Glück. Die Tiere leben sehr heimlich.»

Dafür sieht Boschi nur unweit des Weges in der Wiese Spuren des bevorzugten Hermelin-Beutetiers: Mehrere Haufen locker aufgeschütteter Erde verraten, dass Schermäuse hier gegraben haben. Um sie zu jagen,

könnten Hermeline mit ihren schmächtigen Körpern und kurzen Beinen problemlos in die Mausgänge eindringen, erklärt Boschi.

Die Zoologin macht ein paar Schritte in die Wiese, Blick nach unten, und schon nach kurzer Zeit hat sie auch mehrere Eingänge zu Feldmaus-Gängen entdeckt. Hier verraten keine Erdhaufen die etwa zwei Finger dicken Löcher zwischen den Grasbüscheln. Feldmäuse sind die Hauptbeute der Mauswiesel, die 14 bis 30 Zentimeter lang werden und noch schwieriger zu entdecken sind als Hermeline, verbringen sie doch die meiste Zeit in den Gängen ihrer Beutetiere. «Sie nutzen die vorhandene Infrastruktur», sagt Boschi.

ger ins Leben, Egliswil wurde zum ersten Wieselfördergebiet der Schweiz. In den Äckern und Weideflächen, die an den Schlattwald grenzen und mit einem regionalen Wildtierkorridor verbunden sind, hatte sie schon Hermeline beobachtet, ebenso am Hang Richtung Eichberg.

Beide Jagdgebiete waren für die Wiesel jedoch nicht mehr optimal, weil Verstecke zum Ausruhen fehlten sowie Deckung zum Schutz vor Milanen, Bussarden, Füchsen und weiteren Feinden. Zudem waren die beiden Jagdgebiete getrennt durch die viel befahrene Kantonsstrasse, die eine Todesfalle für die kleinen Räuber darstellt.

Eine Situation, wie sie in vielen Teilen der Schweiz heute vorherrscht, insbesondere im Mittelland. «Unsere Landschaft ist heute so intensiv genutzt, dass die verbleibenden, zusammenhängenden Jagdgebiete meist nur für wenige Individuen ausreichen», sagt Boschi. «Damit auch grössere Populationen überleben und sich genetisch austauschen können, müssen wir diese Lebensraumflecken wieder miteinander verbinden.» Vernetzung sei auch wichtig, damit Wiesel in schlechten Mausjahren in andere Jagdgebiete ausweichen können. Und damit Lebensräume, in denen Wiesel in schlechten Jahren lokal aussterben, später wieder besiedelt werden können.

Boschi führt vom Schlattwald durch die Ebene ostwärts Richtung Kantonsstrasse, über die auch heute zahlreiche Autos brausen. Am Weg anliegend eine Buntbrache und ein Graben, der dicht mit Pflanzen bewachsen ist. «Eigentlich wollten wir hier eine Hecke pflanzen, aber der Bauer, der das Land hier bewirtschaftet, wollte keinen Schatten auf seinem Acker. Gegen einen Graben hatte er aber nichts einzuwenden», sagt sie.

Auf der anderen Strassenseite macht Boschi auf das Wieselrohr aufmerksam, das seit 2012 unter der Strasse hindurchführt. «Die Strasse wurde sowieso saniert, da war es nur wenig Mehraufwand, noch ein bisschen tie-

# Wiesel

fer zu graben und das Rohr zu verlegen», sagt sie. Dass Mäuse und Hermelin es tatsächlich nutzen, zeigen die kleinen und grösseren Fussabdrücke auf dem braunen Papierstreifen, den Müri eine Weile lang im Rohr ausgelegt hatte.

Von der Böschung führt eine Hecke dem Feld entlang den Hang hinauf. Und während wir an Wiesen, Maisfeldern, Apfelbäumen und weiteren Kulturen vorbeigehen, wird deutlich, dass der ganze Hang sowie die darunterliegende Ebene beidseits der Strasse miteinander verbunden sind – mit einem Netz aus Buntbrachen, Hecken, Blühstreifen und noch nicht gemähten Streifen an Gras. Hermelin und Mauswiesel können sich heute vom Wald oben auf dem Hügel bis zum untenliegenden Schlattwald bewegen, ohne je ihre Deckung verlassen zu müssen. Zudem bieten Strukturen wie Hecken oder Gräben den kleinen Raubsäufern nicht nur Schutz vor Feinden, sondern auch Orientierung: Laut Boschi gehen sie meist nicht einfach querfeldein, sondern genau solchen Leitstrukturen entlang.

## Steinhaufen bieten Unterschlupf

Da und dort weist Boschi auf Stein- und Asthaufen am Rand von Wiesen hin: Sie bieten Wiesel Unterschlupf, um zu rasten oder um Jungtiere aufzuziehen, sind aber auch für Amphibien und Reptilien willkommene Verstecke. «Eigentlich sind solche Unterschlüpf die Wieselfördermassnahme, die am einfachsten umzusetzen ist», sagt Boschi und fährt fort: «Sie brauchen sehr wenig Platz und der Bauer kann dazu einfach Material nehmen, das sowieso zur Genüge vorhanden ist: Steine, die er vom Acker räumt oder Äste von Gebüsch oder Hecken, die er zurückschneidet.»

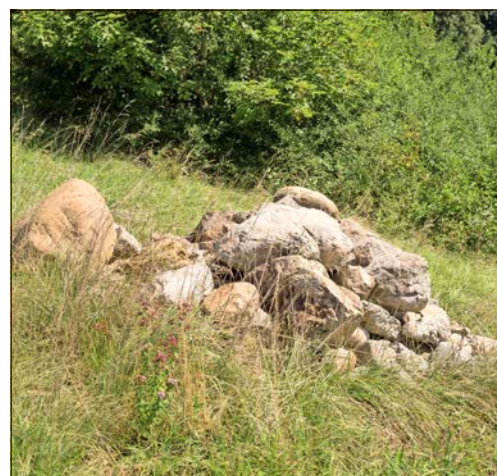
Dennoch sind solche Unterschlüpf das Element, das Wiesel in der heutigen aufgeräumten Kulturlandschaft wohl am meisten fehlt. So freut sie sich umso mehr, dass sie an verschiedenen Stellen grosse Steinhaufen antrifft, die sie bei früheren Besuchen noch nicht gesehen hat. Steinhaufen, die lokale Bauern in Eigeninitiative ohne Rücksprache mit ihr aufgeschichtet haben. Einmal sogar inmitten einer Wiese. «Das ist ja fantastisch», ruft die Zoologin aus. «Wir vom Wieselnetz würden uns nie getrauen, einem Bauern so etwas vorzuschlagen!»

Unterdessen ist Egliswil längst nicht mehr das einzige Wieselfördergebiet. Ähnliche Vernetzungsprojekte laufen auch in weiteren Teilen des Kantons Aargau sowie in den Kantonen Thurgau, Zürich, Schaffhausen, Solothurn, Baselland, Luzern und Bern. Bis 2032, hofft Boschi, werden sie zu einem zusammenhängenden Band vernetzt sein, in dem sich Wiesel von Ost nach West durchs gesamte Mittelland bewegen können.

Martina Huber



Das Wieselfördergebiet in Egliswil.



Steinhaufen sind wertvolle Verstecke.

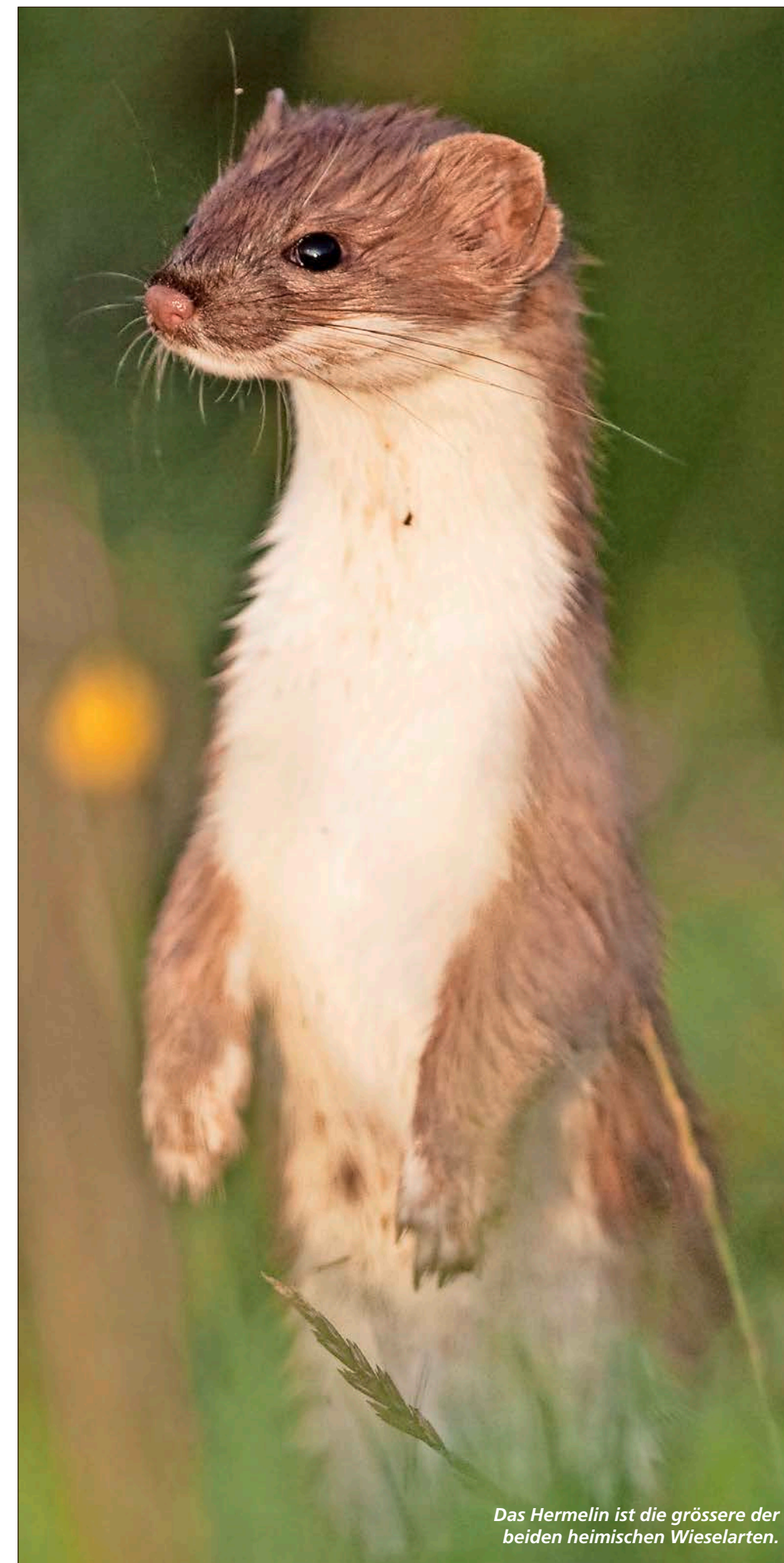


Cristina Boschi hat Spuren gefunden.

Auch die Nester, in denen sie im Frühling ihre Jungen zur Welt bringen, legen sie in ehemaligen Feldmaus-Nestern an. Ob hier im Gebiet neben Hermelinen auch Mauswiesel leben, weiss Boschi nicht. «Bisher haben wir keines nachweisen können – was aber nicht heisst, dass es hier keine gibt.»

## Eine Strasse teilt die Wieselheimat

Egliswil, diese landwirtschaftlich geprägte Gemeinde mitten im Mittelland, ist für das Wieselnetz etwas Besonderes: 2006 rief Boschis Vorgängerin Helen Müri hier ein Pilotprojekt zur Förderung der kleinen Raubsäu-



Das Hermelin ist die grössere der beiden heimischen Wieselarten.

Bilder: Martina Huber (3); © Martin Prochazka/shutterstock.com (1)